

Aussage über die geschichtliche Erkenntnis des Menschen unverkürzt und unverdeckt wiedergegeben wird, andererseits doch auch — im Anschluß an jene andere Aussage des Apostels — die wesenhafte Möglichkeit der Wahrnehmung Gottes als des Schöpfers im strengen Sinn anerkannt und darüber hinaus eine faktische, freilich getrübe, sporadische und fragmentarische Gotteserkenntnis im natürlichen Denken der Heiden festgestellt wird (wie analog nach Röm. 2 ein Wissen um das Gute bei den Heiden möglich ist). Wenn im Zusammenhang des Ganzen das Gewicht mehr auf jene Sätze fällt, in denen von einem „unfehlbar mit dem Vorgang des Denkens sich einstellenden Versagen“ gesprochen wird, so daß „kraft eines vorgängigen und mit dem Vorkommen des Menschen vorkommenden Undanks das menschliche Denken immer wieder dem Anschein der Dinge erliegt“, so darf man dabei nicht vergessen, daß diese Frage des geheimnisvollen Undanks des Geschöpfes dem biblischen Theologen durch die Schrifttexte besonders nahegelegt wird und daß ihre Beantwortung, d. h. aber der Aufweis eben der geschichtlichen Situation des Menschen heute — unbeschadet jener vom Vaticanum definierten sicheren „natürlichen“ Gotteserkenntnis — besonders dringlich geworden ist. Dieser Aufweis des „Geschicks“ des menschlichen Denkens wird von Schlier offenbar auf die „Herausforderung“ hin unternommen, die Heidegger an die Theologie hat ergehen lassen: formal und ausdrücklich in der vor zwei Jahren veröffentlichten Einleitung zu seiner zwanzig Jahre zuvor gehaltenen Antrittsvorlesung „Was ist Metaphysik?“ („Ob die christliche Theologie sich noch einmal entschließt, mit dem Wort des Apostels und ihm gemäß mit der Philosophie als einer Torheit Ernst zu machen?“), vor allem aber auch dadurch, daß sein Denken, wie sich in den letzten Jahren immer wieder enthüllt, auf den „Anspruch des Seins“ und damit auf die „Wahrheit des Seins“ gerichtet ist. So ist denn andererseits nicht zu überhören, daß die eigentümliche Intensität in den Darlegungen des Bonner Theologen daher rührt, daß sie die Erlösung auch als „Wiederholung“ der Schöpfung zu begreifen suchen; das

erklärt aber wiederum, daß man neben jenen schroffen Äußerungen über die menschliche Erkenntnis anderen Formulierungen begegnet, die zunächst fast einen Widerspruch dazu darstellen („Vom Dogma erweckt, verschmelzen ‚natürliche‘ und ‚übernatürliche‘ Weisheit grundsätzlich, sofern erstere die jetzt freigelegte Weisheit des Geschöpfes, letztere die dargereichte Weisheit des Erlösten ist. Die Trennung der Weisheit in Philosophie und Theologie ist, wenn sie prinzipiell gemeint ist, eine Abstraktion . . .“). Das alles mögen erst Anfänge sein, aber sie mögen Anlaß geben, daß auch von andern (vgl. in den Anmerkungen die Auseinandersetzung mit W. Kamlah's Aufsatz „Zur geistesgeschichtlichen Lage der Fundamentaltheologie“ und mit B. Weltes „Zur geistesgeschichtlichen Lage der Fundamentaltheologie“) in dieser Richtung weiter gefragt und gedacht und damit das ganze Problem der natürlichen Gotteserkenntnis in seiner Bedeutung für das Gesamtverständnis des Christlichen neu und unbefangen gestellt wird.

3. Indem aber an diesem Thema von Kerygma und Sophia die biblisch-theologische Untersuchung ihre besonderen und fruchtbaren Möglichkeiten erweist, stellt sich endlich aufs neue auch die Frage nach dem Verhältnis von Schrift-Aussage und Tradition für die theologische Erkenntnis. Die Schrift erschließt sich nur dem, der in der Tradition steht. Aber besteht, dies vorausgesetzt, hier nicht ein Wechselverhältnis, und ist uns heute nicht auch diese zweite Aufgabe aufgegeben, nun vom Zeugnis der im Geiste der Kirche gelesenen Schrift her und im Lichte dieses Zeugnisses die Tradition und ihre Stufen neu zu verstehen? Würde uns nicht, um nur ein Beispiel zu nennen, das von dem Gegenstand der hier erörterten Untersuchung her naheliegt, die Theologie der Väter in ihrem Urteil über die „Weisheit“ manches zu sagen haben? Und würden wir uns dann nicht in mancher Hinsicht jener Verdeckung echter kirchlicher Tradition bewußt werden, über die soviel geredet wird, ohne daß die positiven Ansätze zum Durchbruch kommen, in denen dieser Prozeß rückläufig werden könnte?

Das Forum

Briefe an die Schriftleitung der Herder-Korrespondenz

Mehr Muttersprache in der Liturgie

In dem Artikel: Mehr Muttersprache in der Liturgie (Herder-Korrespondenz Juniheft 1951, S. 402) lese ich: „Kein anderes Land der lateinischen Kirche ist bisher (sc. beim Gebrauch der Muttersprache bei der Spendung der Sakramente etc.) so privilegiert worden“ wie die katholischen Diözesen in Deutschland. Das aber entspricht nicht den Tatsachen.

Papst Benedikt XV. hat im Jahre 1919 den Katholiken in Jugoslawien (also den Slowenen und Kroaten) die Übersetzung und den Gebrauch des gesamten Rituale Romanum in der (slowenischen und kroatischen) Muttersprache gewährt. Auf Grund dessen wurden dann auch die Rituale aller einzelnen Diözesen und Apostolischen Administraturen (17 im ganzen) redigiert. Seit damals wer-

den also alle Sakramente (auch die hl. Firmung, wenn sie ein bevollmächtigter Priester ohne Bischofsrang spendet) und Sakramentalien: Begräbnisse, Prozessionen (auch die am Fronleichnamfest mit den vier Evangelien), alle reservierten und nichtreservierten Benediktionen und Exorzismen ausnahmslos in der Muttersprache gespendet bzw. verrichtet. (Nur die forma communis absolutionis bei der Beichte wurde auf Anordnung der Bischöfe lateinisch gelassen.) Somit ist der Gebrauch der lateinischen Sprache beibehalten worden nur bei den liturgischen Funktionen nach dem Pontificale Romanum und bei der Messe (Missale Romanum). Aber bei feierlichem Amt wurde von Papst Benedikt XV. auch das Singen der Lektion (vom Subdiakon) und des Evangeliums (vom Diakon) in der Muttersprache eigens bewilligt. Außerdem wurde einigen

Diözesen in Kroatien (bes. Dalmatien) der seit Menschen-
gedenken privilegierte Gebrauch der Muttersprache bei
den liturgischen Funktionen nach dem Pontificale Roma-
num (z. B. die Spendung der Firmung in der lebendigen
Muttersprache von seiten des firmenden Bischofs) als auch
bei der stillen und gesungenen Messe (in der altslawischen
Kirchensprache) bestätigt.

Nennenswert ist auch die vom Papst Pius XII. im Jahre
1944 bewilligte und approbierte Übersetzung des Codex
Juris Canonici in die slowenische Sprache, welches Privi-
legium bis jetzt noch keiner Nation gewährt worden ist,
und die slowenische Übersetzung von Univ. Prof. Prälat
Dr. Alois Odar, mit der Berücksichtigung aller seit der
Kodifikation veröffentlichten Kanonerklärungen von sei-
ten der betreffenden Päpstlichen Interpretationskommis-
sion (erschieden in prächtiger Ausstattung in Ljubljana-
Laibach), ist die einzige autorisierte Übersetzung des ur-
lateinischen C. J. C. in der ganzen katholischen Welt.

Somit ist vom Heiligen Stuhl kein anderes Land der latei-
nischen Kirche bisher so privilegiert worden wie die katho-
lische Kirche in Jugoslawien.

Tristach, P. Lienz, Osttirol

Generalvikar Msgr. Dr. Jos. S. Jagodic

„Das Tor zum Frieden“

Zu den Ausführungen, die Sie in Heft 9/1951 der Herder-
Korrespondenz Liebeneiners Mariazeller Film „Das Tor
zum Frieden“ widmen, möchte ich im nachstehenden kurz
Stellung nehmen.

Mit besonderer Betonung heben Sie diesen „religiösen“
Film von den „spirituellen“ Qualitäten ab, die in der Ver-
filmung von Bernanos' „Tagebuch eines Landpfarrers“ zur
Auswirkung gekommen sind. Sie nennen ihn einen Hym-
nus auf Mariazell, ein Dokument der Marienverehrung,
und geben der Meinung Ausdruck, daß dieser Film sicher-
lich vielen Menschen zur Erbauung und zum Troste dient.
Damit haben Sie das Positivum des Marienfilms schön ge-
kennzeichnet, wie überhaupt Ihre Berichterstattung eine
gerechte und klare Skizze des Filmwerks gibt. Selbst das
dem Bericht angehängte theologische „Dennoch“ mit sei-
nen geistes- und zeitgeschichtlichen Seitenblicken wäre an-
zuerkennen, wenn Sie darin zu einem Ergebnis kämen, das
— bei allem Gefühl für die augenblickliche Situation im
interkonfessionellen Gespräch — das Marianum und Ca-
tholicon in befriedigender Rundung wahr.

Zweifellos darf man es als Ereignis ersten Ranges an-
sehen, daß sich so würdige und verdiente Männer wie
Propst Asmussen und Dr. Weiger im „Hochland“ (April
1951) mit bedeutsamen Erklärungen über das neue Marien-
dogma begegneten. Mit Freude ist festzustellen, daß der
Heilige Geist die starren Fronten der beiden Konfessionen
in Bewegung gebracht hat und daß — unter einem neu-
erwachten Gehorsam gegen das Mandat des einen Herrn
der Kirche — die Besten und die Frömmsten hüben und
drüben aufeinander hören wollen.

Im vorliegenden Fall bleibt uns die von Weiger heraus-
gestellte Unterscheidung zwischen der Ascensio Christi
und der Assumptio Mariae wie auch seine Deutung des
Marienlebens „im Licht der vollendeten Christusherrlich-
keit“ selbstverständlich. Bei alledem aber kann ein die
religiöse Wirklichkeit ruhig überschauender Christ die Be-
denken, welche Sie in diesem Zusammenhang an den Film
„Das Tor zum Frieden“ knüpfen, nicht teilen. Daß wir

Maria „nicht neben Jesus stellen“, dafür können wir
theologisch den Nachweis erbringen; dagegen ist es uns
nicht möglich zu verhindern, daß ein nur nach dem Augen-
schein urteilender Protestant je und je dazu neigt, unseren,
die klare Lehre der Kirche bezeugenden Spruch als Theorie
abzutun, den „Gegenbeweis“ anzutreten und ihn auf
scheinbar echte katholische Fakta zu stützen: eine einzige
Kunstreise zu den bayrischen und österreichischen Barock-
kirchen genügt ihm zu der Behauptung, die katholische
Volksfrömmigkeit stelle nicht einmal nur Maria neben Je-
sus, sondern sie gäbe ihr (wenn auch nicht der Doktrin
nach, aber doch praktisch) den Vortritt vor dem Herrn.

Führende Protestanten werden natürlich solches Absurdum
nicht behaupten. Aber die Frage Asmussens: „Tut ihr das
nicht am Ende doch?“ steckt voll Unsicherheit über das in
der katholischen Marienverehrung tatsächlich Geglaupte.
Unsere Aufgabe wird es sein und bleiben, die reine un-
verfälschte Lehre von Maria, der Mutter Gottes, dem
eigenen Kirchenvolk sowohl als auch den aufmerksam
herüberhorchenden getrennten Brüdern zu verkünden.
Dabei werden wir eine gewisse Mißdeutung unserer
Marienfrömmigkeit nie ganz ausräumen können. Zu einem
Mariazeller Film wird nur der gebürtige Katholik wahren
Zugang haben — trotz aller Dezenz der Darstellung und
obwohl im „Tor zum Frieden“ die theologische Frage
richtig gestellt wurde und die Marienherrlichkeit sich dem
Bewußtsein des frommen Beschauers einprägt als vom
Kreuz empfangen und auf das Kreuz gegründet.

Wie der echte Protestant aus Eigenem nicht einmal die
feine Unterscheidung zwischen Ascensio und Assumptio
wahrnehmen und anerkennen wird, so fehlt ihm gemein-
hin für eine gerechte Würdigung katholischer Marien-
Volksfrömmigkeit gar das Organ. Im „Tor zum Frieden“
wird er die durch Lichteffekte der Kamera gut gebrachte
Verbindung von Mariengnadenbild und Kreuz schwerlich
erkennen, wie ihm als wesensmäßig Draußenstehendem
die allerschönsten und tiefsten, die seelenhaftesten Bin-
dungen des Marienfilms verborgen bleiben müssen. Wo
auf die vom gequälten Menschen gestellte Sinnfrage, auf
das große „Warum?“ das Stabat mater aufrauscht, kann
vielleicht nur der Christ in den Schutzraum vollen Tro-
stes gelangen, dessen Mutter bereits vor Gnadenbildern
betete, ehe er selbst war, und der im Bild der Schmerz-
haften Mutter von Kindertagen an den anderen Sinn des
Leidens erkennt in der Opferheiligung und Erlösung durch
Christus wie im Fiat der Schmerzenreichen, das sie
— stellvertretend für die Menschheit — gesprochen hat.

Bei einer möglichen Verständigung über Lehrgegensätze
der Konfessionen ist das Ärgernis an der katholischen
Marienfrömmigkeit als unumgänglich mit in Rechnung zu
stellen. Zu allen Trennungen der Lehre, die den Prote-
stantismus kennzeichnen, gehört auch diese, die auf Luther
selbst zurückgeht: „Christus allein ist König und Herr.
Maria ist weder meine Königin, noch mein Trost, noch
mein Leben.“ Wir können dem evangelischen Christen,
der sich am Marianum stößt, nicht helfen, können unsere
Marienfilme seinetwegen nicht anders gestalten. Der Teil-
inhaber der Wahrheit sieht diese im Ausschnitt, und das
letztlich Christozentrische des Mariazeller Films verwischt
sich ihm in den Lichtbahnen abendlicher Prozessionen,
wird ihm verschlungen von dem jedes katholische Herz
erfreuenden Lobgesang auf Maria. Wir könnten dem
Protestanten bis zur Ermüdung wiederholen, daß wir in
Jesus Gott, in Maria sein edelstes Geschöpf sehen, könnten

ihm sagen, daß katholische Marienverehrung in naiv-volkstümlicher Form nichts anderes ist als die Begeisterung darüber, daß eine unseres Geschlechtes von Gott zu so hoher Würde, Ehre und Macht erhoben wurde — er wird es niemals ganz verstehen, weil er den Blick für das Ganze nicht mehr besitzt.

In der Frage des Marianums haben die Theologen zur Klärung und zum Frieden das Menschenmögliche getan. Die neuere Literatur darüber füllt bereits Bände. Darum soll es nicht an uns sein, weiterhin auf die Nichtverstehenden zu schießen — ob ihnen recht oder schlecht dünkt, was wir von Maria gut und zur Ehre Gottes meinen; der Papst schießt auch nicht, sondern er verkündet laut vor Ohr und Auge der ganzen Welt das anstößige, in der Bibel nicht begründete Dogma von der Aufnahme Mariä in den Himmel. Wir sind getrost dabei, dem einen Lehramt der Kirche in der päpstlichen Entscheidung uns unterzuordnen und nicht daran gewiesen zu sein, die Wahrheit nach eigener Einsicht auszulegen.

Von unserer Kunst können wir nichts erwarten, und die Einigung der Christenheit wird schwerlich aus dem Lehrvergleich, eher schon aus dem Gebet erwachsen. Wir flehen zu Gott, dessen helfender und erleuchtender Gnade alles möglich ist, daß schließlich doch auch die evangelischen Christen etwas erkennen von dem tiefen heilsgeschichtlichen, von dem göttlichen Sinn des Marianums, daß sie vom Heiligen Geist mehr und mehr dahin geführt werden, einzusehen, daß es Gottes Interesse ist, was mit dem „Menschensohn“ Jesus geschieht, daß es Gottes Interesse

ist, wenn Er Maria zur Mutter des Sohnes auserwählt, und daß es Gottes erhabene und barmherzige Liebe ist, die den durch die Erbsünde erniedrigten und verlorenen Seinsstand des Menschen in der Gnade neu begründen wollte durch Maria, die Mutter der Lebendigen. Der Unsichtbare Gott des Alten Testaments, der Deus absconditus (Pascal) ist im Sohne der Allerseligsten Jungfrau sichtbar geworden. In diesem wunderbaren, hienieden nie ganz zu ergründenden göttlichen Zusammenhang steht unser Mariengeheimnis, und aus ihm erklärt und bekräftigt sich die Tatsache der Marienheiligtümer in aller Welt, zu denen wir — Generation nach Generation —, von den Müttern geführt, wallfahren. Hier, an diesen ehrwürdigen Stätten der Marienliebe, entscheidet sich die innere, die Seelengeschichte der katholischen Familien — ein Faktum, das den Protestanten immer unbegreiflich bleibt. Wir müssen aber dazu stehen, müssen es bei der interkonfessionellen Begegnung bekennen, müssen sagen, daß uns kein Hymnus stark genug, kein Loblied erhaben genug ist, die Hochgebenedeite zu ehren und zu preisen.

Es tut uns leid, daß die Protestanten uns, des Marienlobs wegen, immer wieder gram sind. Aber wir können es nicht verheimlichen oder nur in der Kammer singen — unserer irdischen Bestrebungen wegen; es ist unserer Seele und unserem Wesen so „natürlich“ und notwendig wie der Odem zum Leben. Dies aber hätten Sie, gerade in der jetzigen Situation, bei Ihrer Filmbesprechung kräftig, ehrlich, vollmenschlich erwähnen sollen.

Krefeld.

Arthur Klein

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie

CHIFFLOT, T.-G. *Saint Thomas n'a-t-il rien à nous dire?* In: *La Vie Intellectuelle* Juli 1951 S. 4—25.

Die Frage der Gültigkeit der Theologie des hl. Thomas ist erneut aktuell geworden durch die Enzyklika *Humani generis*. Dieser Aufsatz nimmt ein neues Werk von M.-D. Chenu OP, das in das Werk des Aquinaten einführt, zum Anlaß, die Frage zu stellen, wie weit Thomas auch das neue Bewußtsein von der „Geschichtlichkeit“ des Heilsvorgangs zu unterbauen vermag, und findet in der Theologie der *Summa Thomas'* Wissen um diese Geschichtlichkeit überall unausgesprochen zugrunde liegen.

H.A.R. *Re-Presenting the whole of Redemption*. In: *Orate Fratres* Bd. 25 Nr. 6 (Mai 1951) S. 260—267.

Eine kurze und instruktive Darlegung der Prinzipien der Mysterienlehre im Sinne Casels an Hand einer geistreichen Gegenüberstellung von Pinski und Guardini.

SCHNEIDER, Reinhold. *Die Glaubwürdigkeit der Christen*. In: *Die Besinnung* 6. Jhg. Heft 3 (Mai-Juni 1951) S. 136—143.

Der Verfasser sucht in diesem Aufsatz seine Auffassung von der absoluten Verwerflichkeit des Krieges theologisch zu begründen.

THIEME, Karl. *Jérémie, traître à sa patrie*. In: *Dieu Vivant* Nr. 19 (2. Vierteljahr 1951) S. 17—36.

War Jeremias ein „Agent Nabuchodonosors“, war er ein Pazifist und Utopist, als er Jerusalem zur Übergabe, seine Landsleute zum Überlaufen zum feindlichen Heer aufforderte? Nein, er verlangte nur, genau wie Jesus mit dem berühmten Wort: „Gebt dem Kaiser . . . und Gott . . .“, daß die Herrschaft Gottes wichtiger als alles sei und man sich ihr nicht unter dem Vorwand der nationalen Revolution entziehe.

WELTE, Bernhard. *Vom Sinn und vom Segen der Armut*. In: *Benediktinische Monatschrift* Jhg. 27 Heft 5/6 1951 S. 211—221.

Aus der fundamentalen Situation des Menschen heraus, wesensmäßig arm und ohnmächtig und doch zu einem geheiligten Kampf gegen die Armut und Ohnmacht aufgerufen zu sein, wird der Durchbruch zur echten Übernahme, zur Seligkeit der Armut als der Grundzug des Glaubens sichtbar gemacht.

Philosophie

CONRAD-MARTIUS, Hedwig. *Entwicklungsgedanke und Metaphysik*. In: *Neues Abendland* Jhg. 6 Heft 7 (Juli 1951) S. 253—258.

Ein Rückblick auf eine Zeit, die sich metaphysikloser gebärdete, als sie im Grunde war. Der zunächst als Arbeitshypothese fruchtbare Entwicklungsgedanke führte notwendig in die Gegend der Metaphysik (Driesch, Bergson). Heute zeigt sich immer mehr, daß die Diskontinuität der Entwicklungsreihen unaufhebbar ist und daß der Kausalbegriff nicht durchträgt. Man muß daher schließen, „daß alles Existente eine ideelle, sinnhafte Grundlage hat“ und daß nichts ohne eine transzendente Macht ins Dasein gelangen kann.

EGGERSDORFER, Franz Xaver. *Die Idee der Ganzheit und Einheit in der Erziehung*. In: *Pädagogische Welt* Jhg. 5 Heft 6 (Juni 1951) S. 229—241.

Die beiden Schlagworte werden hier von dem bekannten katholischen Pädagogen in ihrem wahren Sinn und in ihrer unterrichtspraktischen Bedeutsamkeit dargestellt. Sie werden auf dem Grunde eines dialektischen Dreischrittes in der geistigen Entwicklung (unbewußte Einheit — Spezialisierung — bewußte Einheit) gesehen. Dadurch erhalten sie ihren berechtigten Platz und werden vor schädlicher Verallgemeinerung bewahrt.

LOTZ, Johannes B. *Ist christliche Existenzphilosophie möglich?* In: *Stimmen der Zeit* Jhg. 76 Heft 9 (Juni 1951) S. 183—187.

Die zusammenfassende und typisierende Darstellung zeigt, daß die Existenzphilosophie, die auf die Rettung des Menschen aus ist und ihn in der Krisis vor die Transzendenz stellt, ihrem Wesen nach eine christliche Vollendung verlangt.

MARCEL, Gabriel. *Structure de l'espérance*. In: *Dieu Vivant* Nr. 19 (2. Vierteljahr 1951) S. 71—80.

Verhängnisvoll für das Verständnis des Phänomens Hoffnung ist die schon bei Spinoza zu findende Verwechslung von Hoffnung mit Wunsch, von Verzweiflung mit Furcht. Der Gegensatz zwischen Hoffnung und Verzweiflung ist vielmehr der zwischen „offener“ Zeit und „geschlossener“ Zeit. Verzweiflung ist geschlossen auch gegen den Anderen, Hoffnung öffnet und an ein Wir gebunden. Der innerste Kern aller Hoffnung aber ist die Erwartung einer Auferstehung. (Vortrag, gehalten auf der Tagung der Semaine des Intellectuels Catholiques in Paris 1951.)